

Rom - Kurier

Religiöse Informationen - Dokumente - Kommentare - Fragen und Antworten

Deutsche Ausgabe der römischen Zeitschrift (n° 160-172)

sì sì no no

«Euer **Ja** wort sei vielmehr ein **Ja**, euer **Nein** ein **Nein**. Was darüber ist, das ist vom Bösen» (Matth. V, 37)

Christenlehre DIE THEOLOGIE PAPST JOHANNES PAULUS II.

(Eine Studie von Pater Zaby – 1. Teil)

Das Thema dieser Christenlehre soll die Theologie unseres Papstes, Johannes Pauls II., sein. Auf diese Weise werden wir zum einen tiefer in die katholische Glaubenslehre eindringen müssen, um überhaupt zu verstehen, worum es geht, zum anderen wird es uns vielleicht gelingen, das Denken unseres hl. Vaters und den wesentlichen Beweggrund seines Pontifikates näher kennenzulernen, und so werden wir zum dritten ein wenig besser begreifen, welche Haltung die Priesterbruderschaft St. Pius X. gegenüber dem Papst einnimmt und warum.

Als Ausgangspunkt dient uns hierbei die Enzyklika des Papstes, „Evangelium vitae“ vom 25. März 1995, die ja wiederum innerhalb wie außerhalb der Kirche einige Wellen geschlagen hat. Unser hauptsächliches Material beziehen wir aus dem 1994 im Verlag Hoffmann und Campe erschienenen Buch aus der Feder Johannes Pauls II.: „Die Schwelle der Hoffnung überschreiten.“ Dieses Buch entstand bekanntlich dadurch, daß der italienische Journalist Vittorio Mes-

sori dem Papst für ein geplantes Fernsehinterview eine Reihe von Fragen vorlegte, die Johannes Paul II. schriftlich beantwortete, nachdem das Interview nicht zustande gekommen war. Messori stellte die Fragen und Antworten zusammen und gab sie als Buch heraus. Somit haben wir hier wohl die Theologie des Papstes in ihrer authentischsten Version vor uns.

Der Ausgangspunkt: „Evangelium vitae“

In seiner letzten Enzyklika wendet sich der hl. Vater vehement gegen Abtreibung, Euthanasie, künstliche Empfängnisverhütung, künstliche Befruchtung und andere moralische Ungeheuerlichkeiten. Das ist nun allerdings nicht neu oder überraschend. Diese Positionen haben Johannes Paul II. ja schon lange allgemein den Ruf eines „Erzkonservativen“ verschafft und ihm die erbitterte Feindschaft progressiver Laien und Theologen eingetragen,

die ihm „mittelalterliche“ Moralvorstellungen und Rigorismus vorwerfen.

Nein, das eigentlich Neue an dieser Enzyklika ist der, man möchte fast sagen, pessimistische Unterton, der ganz im Gegensatz steht zu dem bisherigen unerschütterlichen Optimismus des Papstes, sowie eine gewisse ungewohnte Deutlichkeit und Schärfe, die Bischof Lehmann veranlaßt hat, sich erstaunt darüber zu äußern, daß die Schreiben des hl. Vaters mehr und mehr lehramtlichen Charakter annähmen. Dieser Umstand gab den Progressisten und Neuerern Grund zu der Befürchtung, der Papst wolle den Prozeß der „Öffnung und Erneuerung“ der Kirche umdrehen, zurück zu jenen alten, „vorkonziliaren“, „starren“, hierarchischen, dogmatischen, „verkrusteten“ Strukturen, kurz, zur Tradition. Und diese Befürchtung der „Neuerer“ wurde den traditionstreuen Katholiken zur Hoffnung: Würde der hl. Vater am Ende wirklich langsam zur Einsicht kommen? Stünde etwa wirklich die Rückkehr Roms zur Tradition bevor?

Tatsächlich scheinen einige Auszüge aus der genannten Enzyklika ganz dafür zu sprechen. Beispielsweise jene Passage, in welcher der Papst beklagt, „daß wir einer viel weiter reichenden Wirklichkeit gegenüberstehen, die man als wahre und ausgesprochene Struktur der Sünde betrachten kann, gekennzeichnet von der Durchsetzung einer Anti-Solidaritätskultur, die sich in vielen Fällen als wahre ‘Kultur des Todes’ herausstellt. Sie wird aktiv gefördert von starken kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Strömungen, die eine leistungsorientierte Auffassung der Gesellschaft vertreten... Auf diese Weise wird eine Art ‘Verschwörung gegen das Leben’ entfesselt“ (Nr. 12). „Struktur der Sünde“, „Kultur des Todes“, Verschwörung gegen das Leben“, das sind harte und deutliche Worte.

„Jenseits der Absichten, die unterschiedlicher Art sein und möglicherweise sogar im Namen der Solidarität überzeugende Formen annehmen können, stehen wir tatsächlich einer objektiven ‘Verschwörung gegen das Leben’ gegenüber, die auch internationale Institutionen einschließt, die mit großem Engagement regelrechte Kampagnen für die Verbreitung der Empfängnisverhütung, der Sterilisation und der Abtreibung anregen und planen. Schließlich läßt sich nicht leugnen, daß sich die Massenmedien häufig zu Komplizen dieser Verschwörung machen, indem sie jener Kultur, die die Anwendung der Empfängnisverhütung, der Sterilisation, der Abtreibung und selbst der Euthanasie als Zeichen des Fortschritts und als Errungenschaft der Freiheit hinstellt, in der öffentlichen Meinung Ansehen verschafft, während sie Positionen, die bedingungslos für das Leben eintreten, als freiheits- und entwicklungsfeindlich beschreibt“ (Nr. 17).

Hier werden wirklich Roß und Reiter genannt. Und der Papst geht auch auf die Hintergründe ein. Er spricht von einem „langen historischen Prozeß“, der an einen „Wendepunkt mit tragischen Folgen“ gelangt, „ein Prozeß, der nach Entdeckung der Idee der Menschenrechte (...) heute in einen überraschenden Widerspruch gerät: Gerade in einer Zeit, in der man feierlich die unverletzlichen Rechte der Person verkündet und hoffentlich den Wert des Lebens geltend macht, wird dasselbe Recht auf Leben (...) praktisch verweigert und unterdrückt“ (Nr. 18). Die Wurzeln dieses Widerspruchs sieht Johannes Paul II. ganz richtig „in einer Auffassung von Freiheit, die das einzelne Individuum zum Absoluten erhebt...“ (Nr. 19).

Sehr schön und klar führt er aus: „Jedesmal, wenn die Freiheit sich von jeder Tradition und Autorität befreien will und sich den wesentlichen Klarheiten einer objektiven und gemeinsamen Wahrheit als dem Fundament für das persönliche und soziale Leben verschließt, hört der Mensch auf [eher wohl: beginnt der Mensch damit; BZ], als einzigen und unanfechtbaren Anhaltspunkt für seine Entscheidungen nicht mehr die Wahrheit über Gut und Böse anzunehmen, sondern nur noch seine subjektive und wandelbare Meinung oder gar sein egoistisches Interesse und seine Laune“ (Nr. 19). „So schwindet jeder Bezug zu gemeinsamen Werten und zu einer für alle geltenden absoluten Wahrheit: Das gesellschaftliche Leben läuft Gefahr, in einen vollkommenen Relativismus abzudriften. Da läßt sich alles vereinbaren, über alles verhandeln...“ (Nr. 20). „Alles geschieht scheinbar ganz auf dem Boden der Legalität, zumindest wenn über die Gesetze zur Freigabe der Abtreibung und der Euthanasie nach den sogenannten demokratischen Regeln abgestimmt wird“ (ebd.).

So brandmarkt der Papst also eine falsche Auffassung von Freiheit und Demokratie, eine falsche Autonomie des Menschen, der sich von jeder objektiven Wahrheit, von vorgegebenen Werten, von Tradition und Autorität unabhängig machen will, als Wurzel jener krassen Übel wie dem Massenmord an Unschuldigen, der heute ganz legal betrieben wird. Und er geht sogar noch einen Schritt weiter: „Auf der Suche nach den tiefsten Wurzeln des Kampfes zwischen der ‘Kultur des Lebens’ und der ‘Kultur des Todes’ dürfen wir nicht bei der oben erwähnten Freiheitsvorstellung stehen bleiben. Wir müssen zum Herzen des Dramas vorstoßen, das der heutige Mensch erlebt: die Verfinsterung des Sinnes für Goff und den Menschen, wie sie für das vom Säkularismus beherrschte soziale und kulturelle Umfeld typisch ist, der mit seinen durchdringenden Fangarmen bisweilen sogar christliche Gemeinschaften auf die Probe stellt“ (Nr. 21).

Hier wird also eindeutig der Abfall der heutigen Gesellschaft von Gott in letzter Linie verantwortlich gemacht für die Übelstände unserer Zeit, und der Papst gibt sogar zu, daß dieser „Säkularismus“, d.h. eine rein weltliche Sichtweise, die Gott ausklammert, auch in die „christlichen Gemeinschaften“, mithin wohl auch die Kirche, eingedrungen ist. Ist das nicht genau das, was auch wir sagen? Liegt also der Papst nicht tatsächlich mehr und mehr ganz auf unse-

rer Linie? Warum immer noch unsere Vorbehalte, und warum mußte der Generaloberer der Priesterbruderschaft St. Pius X., Mgr. Bernard Fellay, in seinem jüngsten „Brief an die Freunde und Wohltäter“ Nr. 48 wieder gegen den Papst und sogar gegen die Enzyklika „Evangelium vitae“ Stellung nehmen? Muß man nicht wirklich anerkennen, daß Johannes Paul II. nun am Umdenken und Umschwenken ist?

Als Antwort möge uns die folgende Zeitungsmeldung dienen, die nur etwa zwei Wochen nach Veröffentlichung der genannten Enzyklika durch die Weltpresse ging: „Zum ersten Mal in der Kirchengeschichte trugen am Karfreitag zwei Frauen das schwere Kreuz Christi mit, als Papst Johannes Paul II. am späten Abend die 14 Stationen des Kreuzweges am Kolosseum in Rom betend abschritt. Und eine der Frauen, nämlich die protestantische Ordensoberin Minke de Vries aus der Schweiz, hatte zudem auch noch die Meditationstexte verfaßt. Die anderen Kreuzträger waren eine katholische Familienmutter und ein orthodoxer Priester aus Moskau. Diese doppelte päpstliche Geste – einerseits Ökumene und andererseits ein Signal gegenüber den Frauen – hat ein lebhaftes Echo in den italienischen Medien ausgelöst. ‘Das ist ein klares Zeichen einer großen Öffnung und Annäherung des Vatikans gegenüber den Frauen’, urteilte der ‘Corriere della Sera’“ (DIE WELT Samstag/Sonntag, 15./16. April 1995).

Von einer Rückkehr des Papstes zur Tradition kann also keine Rede sein. Unbeirrt schreitet er weiter den Weg des Ökumenismus, den er durch das Ereignis von Assisi 1986 sehr bildhaft zum Ausdruck gebracht hat, wie auch sein Apostolisches Schreiben „Orientale lumen“ vom 2. Mai 1995 beweist, wo er zur Einheit, Verständigung und Versöhnung mit den schismatischen Orthodoxen aufruft, ohne diese zur Rückkehr in die katholische Kirche aufzufordern. Ja, er scheint darin sogar die „unierten“ Ostkirchen, also jene, die „in volle Gemeinschaft mit dieser Kirche von Rom getreten sind“, für diesen Schritt ein wenig zu tadeln, denn er „entschuldigt“ sie damit, daß dies „entsprechend dem Reifegrad des damaligen Kirchenbewußtseins“ geschehen sei (Nr. 21). Er bittet die schismatischen Ostkirchen gewissermaßen um Verzeihung dafür und ermuntert die „Unierten“ zur „vollen Wiederentdeckung ihrer Identität“, da „die bereits verwirklichte volle Einheit der katholischen Ostkirchen mit der Kirche von Rom für sie keine Verminderung im Bewußtsein der eigenen

Authentizität und Originalität mit sich bringen darf“ (ebd.).

Wie sollen wir das verstehen, diese scheinbare „Doppelgesichtigkeit“ des Papstes: auf der einen Seite so konservativ, ja fast traditionell, auf der anderen Seite ökumenistisch-fortschrittlich? Wir können dies nur verstehen, wenn wir uns ein wenig in die Theologie des Papstes vertiefen und diese auf dem Hintergrund der überlieferten katholischen Theologie betrachten. Dann werden wir auch erkennen, daß die gegenwärtige Linie des Papstes kein Umdenken oder Umschwenken bedeutet, sondern sich nur aus seiner speziellen Theologie ergibt, die nicht mehr ganz der traditionellen katholischen Theologie entspricht. Gerade weil Johannes Paul II. ohne Wenn und Aber an seiner Theologie festhält – übrigens auch in seiner neuesten Enzyklika, wie wir noch sehen werden –, mußte er mehr und mehr enttäuscht, oder wie man es heute mit einem Modewort nennt, „frustriert“ werden.

Freilich könnte diese „Frustration“ – und nichts würden wir uns sehnlicher wünschen als das! – dazu führen, daß unser hl. Vater sich doch einmal Gedanken macht, ob in seinem System nicht ein grundlegender Fehler enthalten ist. Das wiederum könnte – *könnte!* – ihn zur Umkehr bewegen. Und wie glücklich wären wir, einen Papst zu haben, den wir nicht mehr kritisieren müssen, den wir endlich voll und ganz unterstützen können! Doch ist diese Aussicht andererseits wenig wahrscheinlich, da die spezielle Theologie des Papstes so sehr sein ganzes Sein und Handeln, sein gesamtes Pontifikat bestimmt, daß eine Aufgabe dieser seiner Ideen für ihn einer Aufgabe seiner selbst gleichkäme. Es sind nur seine Ideen, die ihm sein geradezu messianisches Sendungsbewußtsein verleihen, und dieses Sendungsbewußtsein ist das einzige, was ihm bis heute die Kraft gibt, sich allen Schwächen, Krankheiten, Intrigen, Widersprüchen, Mißerfolgen und Anfeindungen zum Trotz aufrecht zu halten. Es wäre sein völliger Zusammenbruch, sollte er ausgerechnet das aufgeben müssen, was ihm mehr und mehr zum einzigen Lebenselixier geworden ist. Freilich, „was beim Menschen unmöglich ist, das ist möglich bei Gott.“

Wir werden die Theologie Johannes Pauls II. in ihren wesentlichen drei Punkten analysieren, nämlich: das Verständnis des Papstes vom Glauben, seine Sicht der Kirche (Ekklesiologie), seine Auffassung von Sündenfall und

Erlösung. Danach kehren wir zurück zur Enzyklika „Evangelium vita“, um die „Doppelgesichtigkeit“ und die „Frustration“ des hl. Vaters näher zu erläutern.

I. Das Verständnis des Papstes vom Glauben

1. Das traditionelle Glaubensverständnis

a) Der Glaube als übernatürliche göttliche Tugend.

Nach traditioneller Sichtweise ist der Glaube *eine übernatürliche göttliche Tugend*. Was bedeutet das?

Tugend nennen wir einen *Habitus*, wenn dieser Habitus das sittlich Gute zum Gegenstand hat. Was aber ist ein *Habitus*?

Ein *Habitus* ist eine bleibende Fähigkeit, die es unseren Anlagen ermöglicht, gewisse Tätigkeiten auszuüben. Ein Beispiel: Jeder Mensch hat in sich das Vermögen, Klavier zu spielen. Denn jeder Mensch hat normalerweise zehn Finger mit den entsprechenden Muskeln und Sehnen, er hat ein Gehör, mit dem er Musik hören kann, er hat einen Gesichtssinn, mit dem er Noten lesen kann, er hat eine Phantasie, mit der er sich Musik vorstellen kann, er hat einen Geist, mit dem er Musik verstehen kann. Dennoch kann nicht jeder Mensch Klavier spielen. Er braucht dazu noch den *Habitus*, d.h. eine entsprechende Ausbildung des musikalischen Geistes, des Gehörs, des Gesichtssinnes, der Phantasie, der Finger und Muskeln. Er muß Musik verstehen, lesen, hören, empfinden und auf dem Klavier technisch umsetzen können. Und diese Fähigkeit nennen wir „*Habitus*“.

So ein *Habitus* kann *angeboren* sein oder *erworben*. Die meisten Menschen werden sich den *Habitus* des Klavierspielens etwa erwerben müssen durch Studium, durch Lernen und „*Training*“, durch Klavierstunden und Klavierüben. Es gibt aber auch Genies wie Mozart, denen dieser *Habitus* bereits angeboren ist. Wir alle verfügen über solche angeborene *Habitus*. So muß der Säugling beispielsweise das Saugen an der Mutterbrust oder der Flasche nicht erst lernen. Er kann es bereits. Diese Fähigkeit ist ihm angeboren.

Betrifft eine solche Fähigkeit, ein solcher *Habitus* nun nicht ein moralisch mehr oder weniger gleichgültiges Gebiet wie das Klavierspielen oder das Saugen des Säuglings, sondern die Sittlichkeit, dann nennen wir diesen *Habitus* eine *Tugend* oder ein *Laster*, je nachdem ob es sich um einen *Habitus* zum Guten oder zum Schlechten handelt.

Ein *Habitus* zum Guten, also eine Tugend, wäre beispielsweise die Mäßigkeit. Wenn also ein Mensch sich immer darum bemüht, beim Essen und Trinken Maß zu halten, dann wird ihm dies schließlich zu einer Fähigkeit, die es ihm ermöglicht, den Lockungen der Speisen leicht zu widerstehen und sich stets auf das ihm zuträgliche Maß zu beschränken. Dieser Mensch hat sich die Tugend der Mäßigkeit erworben.

Umgekehrt wird ein Mensch, der sich keinen Zwang antun will, sondern es sich zur Gewohnheit macht, zu essen und zu trinken, wann, was und wie es ihm gerade paßt, sich den gegenteiligen *Habitus* aneignen. Er wird schließlich die „*Fähigkeit*“ besitzen, auf jede verlockende Speise oder Trank mit unmäßigem Genuß zu reagieren. Er hat sich die Untugend oder das Laster der Unmäßigkeit erworben.

Nun gibt es jedoch nicht nur *natürliche* *Habitus*, wie wir sie bisher besprochen haben, sondern auch *übernatürliche* *Habitus*. Ein solcher liegt dann vor, wenn eines meiner Vermögen eine Fähigkeit erhält, die über seinen normalen, natürlichen Fähigkeiten liegt, wenn also meine Arme z.B. plötzlich in der Lage wären, mich wie einen Vogel in die Luft zu tragen. Dieser *Habitus* wäre allerdings nur in gewisser Weise übernatürlich, weil er zwar über meiner Natur liegt, nicht aber über der des Vogels.

Schlechthin übernatürlich nennen wir eine Fähigkeit dann, wenn sie in der geschaffenen Natur normalerweise überhaupt nicht vorkommen kann, weil sie göttliche Kräfte verlangt. Und so eine schlechthin übernatürliche Fähigkeit ist der Glaube. Denn der Glaube befähigt unseren Verstand zu Leistungen, die über den natürlichen Möglichkeiten eines jeden geschaffenen Verstandes liegen. Der Glaube gibt uns Anteil an der göttlichen Erkenntnis. Wir dürfen Gott auf eine Weise kennenlernen, wie er sich sonst nur selbst kennt und wie kein Geschöpf ihn von sich aus erkennen kann.

Es ist klar, daß wir so einen übernatürlichen *Habitus*, so eine übernatürliche Tugend nicht erwerben können. Diese Tugend kann auch nicht angeboren sein. Wir nennen sie deshalb *eingegossen*, weil sie unserem Verstand gewissermaßen von oben, von Gott „eingegossen“ wird. Wir kennen sieben solche eingegossene, übernatürliche Tugenden. Die ersten drei davon nennen wir *göttliche* oder *theologische* Tugenden, weil sie uns nicht nur göttliche Fähigkeiten verleihen, sondern auch noch solche, die sich direkt auf Gott beziehen.

Die drei göttlichen Tugenden sind *Glaube, Hoffnung und Liebe*. Der Glaube verleiht uns die Erkenntnis Gottes, so wie Gott sich selbst erkennt, und wird im Himmel in die unmittelbare Schau Gottes übergehen. Die Hoffnung verleiht uns die freudige Aussicht, eines Tages ganz und für immer mit Gott vereint zu sein. Sie geht im Himmel in den dauernden und ewigen Besitz Gottes über. Die Liebe endlich ermöglicht es uns, Gott so zu lieben, wie er sich selbst liebt. Diese Liebe wird sich auch im Himmel nicht mehr ändern, weshalb der hl. Paulus sagt: „*Die Liebe hört niemals auf... Jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: am größten unter ihnen ist die Liebe*“ (1 Kor 13, 8. 13).

b) Der Glaube als sichere Erkenntnis aufgrund eines Zeugen

„Glauben heißt: nicht wissen.“ Dieser Satz ist zwar richtig, muß aber entsprechend interpretiert werden.

Ein Beispiel: Ich liege morgens im Bett, die Fenster und Rolläden sind dicht geschlossen. Ich weiß also nicht, was für ein Wetter draußen ist, ich kann es allenfalls vermuten. Ich höre nichts gegen die Rolläden trommeln, also regnet es wohl nicht. Gestern abend war wolkenloser Himmel, und ich habe nichts von einem Wind gemerkt, also könnte die Sonne scheinen. Dennoch, so gute Gründe ich auch haben kann, es bleibt eine unsichere Vermutung, die erst dadurch zur Gewißheit wird, daß ich meinen Rolläden öffne und aus dem Fenster blicke. Und nun kann es sein, daß ich eine große Enttäuschung erlebe: Ich hatte geglaubt, die Sonne scheine, in Wirklichkeit aber ist es bewölkt und regnet sogar ganz leicht.

Diese Art von Glauben, also eine *Meinung*, die letztlich unsicher bleibt, mögen auch noch so viele „Verdachtsmomente“ dafür sprechen, ist mit der übernatürlichen Tugend des Glaubens nicht gemeint. Es gibt nämlich noch eine andere Art zu glauben, die uns das folgende Beispiel verdeutlichen soll: Nehmen wir an, wir befänden uns in einem früheren Jahrhundert, noch vor der Erfindung der Photographie und des Fernsehens, und nun kommt ein Reisender von Übersee und erzählt Ihnen, wie es in Amerika aussieht. Und obwohl Sie selbst nie in Amerika waren und noch nie Bilder davon gesehen haben, erlangen Sie nun doch eine Kenntnis dieses Landes, eine Kenntnis, die keine unsichere Vermutung ist („So oder so könnte es dort aussehen“), sondern eine Gewißheit: „So und so sieht es dort aus.“ Diese Gewißheit erlangen Sie dadurch, daß Sie

dem Reisenden als Zeugen *glauben*, obwohl Sie selbst nicht wissen, wie es in Amerika aussieht.

Diese Art von Glauben müssen wir festhalten für unseren Glaubensbegriff, also die *sichere Erkenntnis einer Tatsache auf eine Zeugenaussage hin*. Dieser Glaube spielt im Leben der Menschen eine recht bedeutsame Rolle. Dabei dürfen wir nicht nur an die Arbeit der Gerichte und der Polizei denken. Das Kind lernt, sich in der Welt zurechtzufinden, nicht weil es alles selbst entdeckt und erkennt, sondern weil es seinen Eltern und Lehrern glaubt. Auch wir kommen ohne diesen Glauben nicht aus: Wir glauben dem Wissenschaftler, wir glauben der Zeitung, wir glauben dem Radio, wir glauben dem Fernseher. Unmöglich können wir alles nachprüfen, uns von allem selbst überzeugen. Das meiste müssen wir einfach hinnehmen, glauben.

Dabei merken wir schon, was für eine wichtige Rolle dem *Zeugen* zufällt im Zusammenhang mit dem Glauben. Ich muß dem Zeugen glauben können, d.h. er muß für mich *glaubwürdig* sein. Wenn ich den Eindruck habe, daß er selbst nicht Bescheid weiß oder mich gar an der Nase herumführen will, werde ich ihm keinen Glauben schenken. Der Zeuge muß also eine kompetente *Autorität* sein, der ich *vertrauen* kann – wenigstens auf dem Gebiet und für den Bereich, wofür er Zeugnis ablegt.

Von dieser Art ist auch die übernatürliche Tugend des Glaubens. Unser Zeuge ist Gott selbst bzw. Christus, der menschgewordene Sohn Gottes, und das, worüber er uns Kunde bringt, ist wiederum Gott selbst. „*Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der an der Brust des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht*“ (Joh 1, 18).

Wir haben also einen äußerst kompetenten und vertrauenswürdigen Zeugen, wie er selber von sich sagt: „*Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Was wir wissen, reden wir, und was wir gesehen haben, bezeugen wir (...). Wenn ich vom Irdischen zu euch sprach, und ihr glaubt nicht, wie werdet ihr glauben, wenn ich zu euch vom Himmlischen spreche? Und doch ist niemand hinaufgestiegen in den Himmel als der aus dem Himmel Herabgestiegene, der Menschensohn*“ (Joh. 3, 11 ff).

Christus ist vom Himmel herabgestiegen, um uns Kunde zu bringen von Gott und den himmlischen Dingen, damit wir sie im Glauben annehmen und erkennen können. Es verhält sich also ungefähr so wie bei dem Reisenden, der in Amerika war und nun kommt, um uns

davon zu berichten. Damit wir diesem all das glauben, was er von Amerika berichtet, müssen wir natürlich zunächst einmal überzeugt sein, daß er überhaupt selber in Amerika war. Ebenso ist beim übernatürlichen Glauben die erste Voraussetzung und Grundlage die, daß Christus tatsächlich bei Gott bzw. im Himmel war, d.h. daß er Gott ist. Der Glaube an die Gottheit Christi, an den sich selbst offenbarenden Gott, daß es wirklich Gott ist, der da zu uns spricht, ist daher erster Gegenstand und zugleich Fundament unseres Glaubens.

Von der Glaubwürdigkeit eines Amerika-Reisenden können wir uns mit Hilfe unserer natürlichen Vernunft überzeugen. Um die Stimme Gottes wirklich als göttliche zu vernehmen, um also zu erkennen: „Hier hat Gott gesprochen, das ist das Selbstzeugnis Gottes, das ist glaubwürdig“, reicht unsere natürliche Vernunft nicht hin. Sehr schön ist dies beschrieben im Johannesevangelium: „*Da kam eine Stimme vom Himmel: 'Ich habe verherrlicht und werde wieder verherrlichen!' Das Volk, das dastand und es gehört hatte, sagte: 'Es hat gedonnert.' Andere sagten: 'Ein Engel hat mit ihm gesprochen'*“ (Joh 12,28f). Das Volk kann mit seiner natürlichen Vernunft die Stimme Gottes nicht verstehen.

Unser Verstand braucht dazu ein besonderes, ein *übernatürliches Licht*. Erst dieses übernatürliche Glaubenslicht, das Gott unserem Verstand als reine Gnade „eingießt“, läßt uns die Stimme des offenbarenden Gottes hören und sein Zeugnis annehmen. Unsere Zustimmung bleibt dennoch frei. Nehmen wir dieses Selbstzeugnis Gottes an (wozu unser Wille freilich seinerseits göttlicher Gnadenhilfe bedarf), so wird uns das Glaubenslicht als übernatürliche Tugend unseres Verstandes zueigen, lehnen wir ab, so verlieren wir das Licht wieder und verfallen der Untugend oder dem Laster des Unglaubens.

(Im Johannes-Prolog heißt es vom Wort Gottes: „*Es war das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt*“ (Joh. 1, 9). Demnach würde jeder Mensch im Laufe seines Lebens wenigstens einmal jenes übernatürliche Licht empfangen, sodaß ein jeder sich frei entscheiden kann zwischen Glauben und Unglauben.)

Wir können uns von der Glaubwürdigkeit unseres Zeugen, nämlich Gott, nicht durch unsere natürliche Vernunft überzeugen. Denn um seine Gottheit zu erkennen, die uns die Glaubwürdigkeit garantiert, brauchen wir bereits das gött-

liche Licht, das uns zeigt: „Es ist Gott, der da spricht“, und d.h. wir müssen bereits an ihn glauben. Es gibt allerdings sog. „*Glaubwürdigkeitsmotive*“, nämlich Gründe, die unserer natürlichen Vernunft einleuchten und ihr sagen: „Es ist durchaus vernünftig, zu glauben, daß hier Gott gesprochen hat, es besteht kein Widerspruch zwischen dir und dem Glauben.“

Solche *Glaubwürdigkeitsmotive* sind beispielsweise die Wunder, die unser Herr in so reicher Zahl gewirkt hat. So ein Wunder führt unseren Verstand mit logischer Notwendigkeit dahin, den Einbruch einer höheren, göttlichen Macht in unsere Wirklichkeit anzunehmen. Dies ist wie ein Fingerzeig nach oben, der unseren Blick zum Himmel lenkt. Und nun können wir dort „oben“ plötzlich im Glaubenslicht Gott erkennen, der sich uns durch die Offenbarung „zeigt“ und unseren Verstand durch das übernatürliche Licht erleuchtet. Ohne dieses Glaubenslicht und die Offenbarung könnte uns auch das größte und schönste Wunder nicht zum übernatürlichen Glauben bringen. Im Glauben aber sieht nun der Mensch, daß zwischen dem von seinem natürlichen Verstand im Wunder festgestellten Einbruch göttlicher Macht und seiner durch das Glaubenslicht bewirkten übernatürlichen Gotteserkenntnis keinerlei Widerspruch besteht, sondern im Gegenteil höchste Übereinstimmung und Harmonie.

Noch einmal, weil es so wichtig ist: Natürliche Verstandesgründe können uns immer nur bis zur Schwelle des Glaubens führen, nie zum Glauben selbst, der ein reines Werk der göttlichen Gnade (und unserer freien Zustimmung) ist. Sie wären an sich auch nicht einmal strikt notwendig.

Im Johannesevangelium ist uns jene Episode überliefert, wonach ein königlicher Beamter aus Kafarnaum zu unserem Herrn kommt, um ihn um die Heilung seines kranken Sohnes zu bitten (Joh 4,46ff). Unser Herr beklagt sich zunächst: „*Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, glaubt ihr nicht.*“ Er tadelt hier nicht so sehr das Verlangen der Menschen nach natürlichen Glaubwürdigkeitsmotiven überhaupt als vielmehr deren Trägheit zum Glauben, daß sie immer wieder und nach immer mehr solcher Zeichen verlangen. Weiter heißt es: „*Der königliche Beamte erwiderte ihm: ‘Herr, komm herab, ehe mein Kind stirbt!’ Jesus antwortete: ‘Geh hin, dein Sohn lebt!’ Der Mann glaubte dem Wort, das Jesus ihm sagte, und ging.*“

Der königliche Beamte hat also schon „Glauben“: er glaubt, daß Jesus Wunder

wirken kann – denn sonst würde er ihn ja nicht um Hilfe gebeten haben –, und er glaubt unserem Herrn, als dieser ihn nach Hause schickt, daß er das Wunder tatsächlich auch gewirkt habe. Dieser Glaube an die Wundermacht Jesu von Nazareth ist aber noch nicht der übernatürliche Glaube an die Gottheit Jesu Christi. Das entnehmen wir nicht nur dem bereits zitierten Tadel unseres Herrn, sondern auch einer Stelle weiter unten im Evangelium. Dort nämlich wird geschildert, wie der Mann nach Hause kommt und feststellt, daß sein Sohn gesund ist, und daß er genau in derselben Stunde gesund wurde, in der ihm Jesus sagte: „*Dein Sohn lebt.*“ Und da nun heißt es: „*Und er und sein ganzes Haus wurden gläubig.*“

Sehr schön sehen wir an dieser Geschichte nicht nur die Wirkweise der natürlichen Glaubwürdigkeitsmotive, sondern auch den Unterschied zwischen natürlichem und übernatürlichem Glauben. Der Unterschied besteht im *Glaubensmotiv*. Beim natürlichen Glauben ist das Glaubensmotiv die eigene Vernunft. Der königliche Beamte hat von Jesus gehört, er hat sich überzeugt: Dieser Mann verfügt über höhere Kräfte, er kann Wunder wirken, er kann meinen Sohn heilen. Beim übernatürlichen Glauben hingegen ist das Glaubensmotiv die Autorität des sich offenbarenden Gottes. Nicht mehr seine Vernunft, sondern Gott selbst sagt dem Beamten: Dieser Jesus ist kein bloßer Mensch, er ist der menschengewordene Gott. „*Mein Herr und mein Gott!*“ so kann auch der hl. Thomas nur noch stammeln, der zunächst gemeint hatte, sich durch seine natürliche Vernunft von der Auferstehung Christi überzeugen zu müssen, und der nun von der göttlichen Offenbarung überwältigt in die Knie sinkt (Joh 20, 24-29).

Es ist also nicht in erster Linie der Inhalt des Glaubens, der ihn übernatürlich macht, sondern das Glaubensmotiv. Sie können auch aus natürlichen Motiven beispielsweise an die Gottheit Jesu Christi glauben. Sie könnten sagen: Der Herr Pater kann Latein, er hat studiert, also wird er schon recht haben, wenn er sagt, daß Christus Gott ist. Das wäre ein rein *natürlicher Glaube*, denn Sie glauben im Grunde nur Ihrer eigenen Verstandeseinsicht. Wenn Sie hingegen sagen: Der Pater ist der Mund der Kirche, durch ihn spricht Gott selbst zu mir; darum glaube ich, daß Christus Gott ist, dann haben Sie den übernatürlichen Glauben. Darum nennt unser Herr den hl. Petrus „selig“, d.h. er bestätigt, daß dieser den übernatürlichen Glauben besitzt, als er ihn den Messias, den

„Sohn des lebendigen Gottes“ nennt: „*Selig bist du, Simon, Barjona; denn nicht Fleisch und Blut haben dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist*“ (Mt 16,17).

(Aus dieser wichtigen Rolle des Glaubensmotivs wird uns auch die Tatsache verständlich, daß schon die bewußte Leugnung einer einzigen kleinen Glaubenswahrheit den Verlust des gesamten Glaubens bedeutet. Denn wenn ich wirklich auf die Autorität des sich offenbarenden Gottes hin glaube, dann heißt das, daß ich auch alles annehme, was er geoffenbart hat, ohne den mindesten Abstrich. Mache ich eine bewußte Ausnahme, sage ich also: Dies ist zwar geoffenbart, aber ich kann es nicht glauben, dann mache ich meine Vernunft zur Richtschnur meines Glaubens, nicht mehr den offenbarenden Gott. In diesem Fall habe ich zwar einen natürlichen Glauben, besitze jedoch nicht mehr die übernatürliche Tugend des Glaubens, selbst wenn ich 99,99% des Offenbarungsinhalts übernommen hätte.)

In der Geschichte vom Blindgeborenen im 9. Kapitel des Johannesevangeliums finden wir das Gesagte sehr gut zusammengefaßt. Sie beginnt mit einem Wunder unseres Herrn, der dem Blindgeborenen das Augenlicht schenkt. Im folgenden werden wir dann Zeugen eines Dialogs, in welchem der nunmehr sehend gewordene Blindgeborene mit glasklarer Logik und köstlicher Ironie den Pharisäern nachweist, daß ein solches Wunder seinen Urheber eindeutig als mit göttlicher Macht Begabten ausweist: „*Seit Ewigkeit ist es nicht gehört worden, daß jemand die Augen eines Blindgeborenen geöffnet hat. Wenn dieser nicht von Gott wäre, könnte er nichts vollbringen*“ (Joh 9,32f). Wir sehen hier das Glaubwürdigkeitsmotiv, dem sich die Pharisäer starrsinnig und vernunftwidrig versperren. Sie sehen keine andere Möglichkeit, sich diesem Fingerzeig, der sie zum Glauben führen will, zu entziehen als durch einen willkürlichen Machtmißbrauch: Sie stoßen den Blindgeborenen aus.

Und nun können wir erleben, wie der Ausgestoßene, der bis an die Schwelle des Glaubens gelangt ist, durch unseren Herrn vollends zum Glauben geführt wird: „*Jesus hörte, daß sie ihn ausgestoßen hatten, und als er ihn traf, fragte er ihn: ‘Glaubst du an den Menschensohn?’ Er antwortete: ‘Wer ist es, Herr, daß ich an ihn glaube?’ Jesus sagte zu ihm: ‘Du hast ihn doch gesehen; der mit dir redet, der ist es. ‘ Er sagte: ‘Ich glaube, Herr’, und er fiel vor ihm nieder*“ (V. 35-38).

c) Der Glaube als übernatürliche Gotteserkenntnis

„Glauben heißt: nicht sehen“, oder wie der hl. Thomas v. Aquin sagt: „fides est de non visis“. Was wir sehen, können wir nicht mehr glauben. Was ich selbst sehe oder höre, braucht mir kein Zeuge mehr berichten. Wenn ich selbst in Amerika bin und alles in Augenschein nehme, brauche ich niemanden mehr, der mir davon Kunde bringt. Ich selbst sehe es nun, der Bericht erübrigt sich. Wenn ich die Rocky Mounains, die Prärie, die Büffelherden, das Empire State Building, die Freiheitsstatue usw. vor Augen habe, kann ich dem, der mir davon berichtet, nicht mehr *glauben*. Denn ich weiß ja nun, wie diese Dinge aussehen.

„Nicht mehr um deiner Rede willen glauben wir jetzt; wir haben ja selber gehört und wissen: Dieser ist wahrhaftig der Heiland der Welt“ (Joh 4,42), so sagen die Samariter zur Frau vom Jakobsbrunnen, nachdem sie unseren Herrn gesehen und gehört, also das Zeugnis der Frau nicht mehr nötig haben. „Was brauchen wir noch ein Zeugnis? Wir haben es selber gehört aus seinem Mund“ (Lk 22,71), so ruft die Versammlung des Hohen Rates aus und verurteilt unseren Herrn nicht mehr aufgrund von Zeugenaussagen, sondern auf seine eigene Aussage hin.

Wer Gott sieht, der braucht und kann also nicht mehr an ihn glauben. Gott schauen werden wir allerdings erst im Himmel, in der sogenannten *visio beatifica*, d.i. die beseligende Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht. Unser ganzes Erdenleben ist nur eine Vorbereitung auf dieses letzte Ziel unseres Daseins. Und dabei kommt dem übernatürlichen Glauben die besondere Rolle zu, uns auf die unverschleierte Schau Gottes direkt vorzubereiten. Der hl. Thomas v. Aquin vergleicht in seiner *Summa theologica* Gott mit einem Lehrer, der seine Schüler langsam und schrittweise zur vollen Erkenntnis, zur eigenen Einsicht in die Wahrheit führt. Ähnlich führt uns Gott durch den Glauben langsam und gleichsam schrittweise zur *visio beatifica*.

Zwischen dem Glauben und der beseligenden Gottschau liegt aber der Tod des Menschen. Es gibt keinen kontinuierlichen Übergang, sondern einen echten qualitativen Sprung. Der hl. Paulus beschreibt diesen Sprung, der zugleich den Unterschied zwischen Glauben und *visio* kennzeichnet, wie folgt: „Denn jetzt schauen wir im Spiegel ein unklares Bild, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückwei-

se; dann aber werde ich erkennen, so wie auch ich erkannt bin“ (1 Kor 13,12).

Um noch einmal auf unser Bild vom Amerikareisenden zurückzugreifen: Nehmen wir an, es wäre unser reicher Onkel, der da aus Amerika zu uns kommt, und er wäre deshalb gekommen, um mich zu sich nach Amerika zu holen. Nun beginnt er natürlich, mir von dem Land zu erzählen, um mich darauf vorzubereiten. Und je mehr er mir erzählt, eine umso bessere Vorstellung bekomme ich von jenem Land. Freilich muß ich dazu selbst mittätig werden. Ich muß meine Phantasie anstrengen, muß ähnliche oder, wie der Fachausdruck lautet, *analoge* Bilder bemühen. So werde ich versuchen, mir die Rocky Mountains anhand meiner Kenntnisse der Alpen vorzustellen, für die Prärie wird mir die Heide Modell stehen, für die Büffel die Kühe usw. Ich nehme also *analoge* Bilder aus meiner Umwelt und modifiziere, verändere sie nach den Angaben meines amerikanischen Onkels, um zu einer Idee des Landes zu gelangen, in das er mich bringen will.

Ähnlich verhält es sich mit dem Glauben. Unser Herr benutzt Begriffe und Bilder aus der uns bekannten, natürlichen Welt und wendet sie *analog* auf Gott an, d.h. er füllt sie mit einem neuen, höheren, übernatürlichen Sinn, um uns so zu einer Kenntnis Gottes zu verhelfen, die freilich *analog* bleibt. Trotzdem ist es bereits eine echte, übernatürliche Erkenntnis Gottes, ebenso wie ich durch meine Vorstellungsbilder aufgrund der Erzählungen meines amerikanischen Onkels zu einer echten Erkenntnis Amerikas gelange – und nicht nur zu einer leicht veränderten Kenntnis meiner bayerischen, schwäbischen oder sonstigen Heimat. Und je mehr ich mich hier bemühe, je mehr Details ich von meinem Onkel erfahre und je genauer ich versuche, es mir vorzustellen, umso besser wird meine Kenntnis Amerikas. Ebenso beim Glauben: Je mehr ich die Glaubensgeheimnisse kennenlerne, und je tiefer ich in sie eindringe, um so reicher wird meine Erkenntnis Gottes schon hier auf Erden.

Dennoch bleibt jener qualitative Sprung, denn die Realität übertrifft immer bei weitem das beste Bild. So sehr ich mich auch angestrengt habe, mir ein Bild von Amerika zu machen, der direkte Anblick wird mich dennoch überraschen. Ich werde auf Anhieb die Rocky Mountains erkennen und sagen: Das müssen sie sein! Und doch werde ich ausrufen: Aber so großartig habe ich sie mir doch nicht vorgestellt! Alles wird viel großartiger, schöner, grandioser, reicher sein als es in meiner Phantasie gewesen ist. Noch viel mehr gilt das für die beseligende Gottschau, die auch die größte und tiefste Glaubenserkenntnis so unendlich überragt, daß sie uns

eine Ewigkeit lang in ununterbrochene, laute Jubelrufe der entzückten Überraschung ausbrechen lassen wird.

Die beseligende Gottschau im Himmel ist übernatürlich, d.h. sie liegt über unseren natürlichen Fähigkeiten, über den Fähigkeiten jeder geschaffenen Natur. Sie ist ein reines Geschenk Gottes und läßt uns am Leben des dreifaltigen Gottes selbst teilnehmen. Da die *visio beatifica* also übernatürlich ist, muß es auch der Glaube sein, der uns darauf vorbereiten bzw. dazu hinführen soll. Es handelt sich beim Glauben also um eine *übernatürliche Gotteserkenntnis*, die gegenüber der beseligenden Gottschau noch recht unvollkommen ist, jedoch weit erhaben ist über jede natürliche Erkenntnis Gottes, so vollkommen diese auch sein mag.

Denn es gibt auch eine *natürliche Gotteserkenntnis*. Jeder Mensch ist an sich mithilfe seines natürlichen Verstandeslichtes in der Lage, einiges von Gott zu erkennen. Er kann v.a. und zunächst erkennen, daß es Gott gibt, daß Gott existiert. Der Verstand kann erkennen, daß es einen Schöpfer der Welt geben muß, ein höchstes Wesen, das selbst unerschaffen ist, das nur eines sein kann, ewig und unveränderlich ist, ja sogar daß dieser Gott Person ist, daß er gut ist, daß er die Liebe ist. All das brauchen wir an sich nicht zu glauben, das können wir mit unserer Vernunft mit Sicherheit erschließen, wir können es wissen.

Diese natürliche Gotteserkenntnis bedient sich der Geschöpfe: Sie schließt vom Geschöpf auf den Schöpfer. Die Geschöpfe sind Wirkungen des Schöpfers, und unser Verstand ist dazu in der Lage bzw. sogar dazu gemacht, nach den Ursachen zu fragen und diese zu finden. Auf der Suche nach der Ursache der Geschöpfe stößt er also notwendig auf den Schöpfer, auf Gott. Davon schreibt der hl. Paulus im Römerbrief, als er über die verstockten Heiden spricht: „Ist doch das Erkennbare an Gott offenkundig vor ihnen; Gott nämlich machte es ihnen kund. Denn das Unschaubare an ihm ist seit Erschaffung der Welt an den geschaffenen Dingen mit der Vernunft wahrzunehmen: seine ewige Macht und sein Gottsein, so daß sie unentschuldig sind“ (Rö 1,19f).

Die natürliche Gotteserkenntnis ist von der übernatürlichen also dadurch unterschieden, daß sie uns Gott gewissermaßen nur „von außen“ erkennen läßt, als die Ursache der uns erkennbaren Wirkungen. Die übernatürliche Gotteserkenntnis schenkt uns dagegen eine Kenntnis Gottes „von innen“. Folgendes Bild kann uns dies vielleicht verdeutlichen: Nehmen wir an, die Küstenwacht an der Meeresküste stellt anhand untrüglicher Zeichen z.B. das Heulen eines

Nebelhorns - fest, daß vor der Küste im Nebel ein unbekanntes Schiff liegen muß. Diese Erkenntnis ist sicher und zweifelsfrei. Man kann das Schiff mit Echolot bzw. Radar ausmachen, man kann feststellen, daß es da ist, man kann sogar sagen, wo es liegt, wie groß es sein muß und vielleicht noch einiges mehr. Dennoch bleibt dies nur eine Erkenntnis von außen. Nehmen wir nun aber weiter an, daß der Funker des fraglichen Schiffes einen Funkspruch an die Küstenwacht absetzt und darin Auskunft gibt, um welches Schiff es sich handelt, von wo es kommt und wohin es fährt, wer der Kapitän ist, welche Besatzung an Bord ist, wieviel Passagiere usw. usw. Nun hat die Küstenwacht eine sehr viel weitreichendere Erkenntnis, sie kennt das Schiff nun von innen. Die Auskunft des Funkers wird zwar einiges von dem bestätigen, was die Küstenwacht ohnehin bereits festgestellt hat, sie wird aber darüberhinaus eine große Zahl weiterer Kenntnisse vermitteln, die sonst unbekannt geblieben wären.

Ähnlich verhält es sich mit dem Glauben. Zwar kann unsere natürliche Vernunft bereits einiges von Gott erkennen, jedoch bleibt dies eine sehr dürftige Erkenntnis, eine Erkenntnis von außen. Erst der „Funkspruch“ Gottes läßt uns in sein Inneres blicken, läßt uns beispielsweise erkennen, daß es in Gott drei Personen gibt, was von außen völlig unerkennbar bleibt. Diesen „Funkspruch“ Gottes nennen wir *Offenbarung*. Diese Offenbarung bestätigt auch einiges, was unsere Vernunft ohnehin von Gott erkennen kann, so z.B. seine Existenz, seine Allmacht, seine Güte, sie führt aber weit darüber hinaus zu einer echten inneren Erkenntnis Gottes. Und selbst die natürlich bereits erkannten Tatsachen gewinnen im Glauben ein neues Leben, ein neues Gesicht. Denn es ist ein Unterschied, ob ich aufgrund der Geschöpfe eine Schlußfolgerung ziehe, daß es wohl einen Schöpfer geben muß, oder ob dieser Schöpfer selbst zu mir spricht: Ich bin da!

Gott hat sich den Menschen von Anfang an immer wieder geoffenbart. Schon Adam und Eva besaßen den übernatürlichen Glauben und empfingen dazu von Gott eine Offenbarung, die wir die *Uroffenbarung* nennen. Da nach katholischer Lehre alle Menschen von Adam und Eva abstammen, wundert es uns nicht, wenn wir bei vielen heidnisch gebliebenen Völkern noch auf Reste jener Uroffenbarung stoßen, die von den Stammeltern an ihre Kinder weitergegeben wurde.

Gott offenbarte sich den Patriarchen, er offenbarte sich Noe, Abraham, Isaak und Jakob, und er offenbarte sich vor allem seinem auserwählten Bundesvolk durch Moses und die Propheten. Schließlich jedoch offenbarte er sich in letzter und unüberbietbarer Weise,

indem der Sohn Gottes in Jesus Christus selbst Mensch wurde, unter den Menschen lebte, lehrte und wirkte. „*Nachdem oftmals und in mancher Gestalt und Weise dereinst Gott zu den Vätern gesprochen hatte in den Propheten, sprach er am Ende dieser Tage zu uns durch seinen Sohn, den er eingesetzt hat zum Erben des Alls, durch den er auch die Welten schuf*“ (Heb 1,1f).

Mit unserem Herrn Jesus Christus ist die Offenbarung Gottes an die Menschen abgeschlossen und vollendet. Seither gibt es bis zum Ende der Welt keine neue Offenbarung Gottes mehr. Christus hat uns alles gesagt, was zu sagen war, genug, um auch in langen Jahrhunderten durch die gesamte Christenheit nicht ausgeschöpft zu werden. Er hat uns Gott so nahe gebracht, wie es nur irgend möglich war. Nur der Himmel wird uns ihm noch näher bringen.

Christus hat seine Lehre, seine Kunde vom Vater den *Aposteln* übergeben. Darum sagen wir auch, die Offenbarung Gottes sei mit dem Tod des letzten Apostels (des hl. Johannes, also gegen 100 n.Chr.) abgeschlossen. Seitdem kam nichts Neues mehr hinzu. Die Lehre wurde vielmehr von den Aposteln unverändert und unversehrt weitergegeben, tradiert. Das nennen wir die *Tradition*. Die Offenbarung kommt auf uns nicht direkt von Gott, sondern über die *apostolische Überlieferung*. Diese Überlieferung läuft über zwei „Kanäle“, die *mündliche Überlieferung* und die *Heilige Schrift*, die sich aus der mündlichen Überlieferung ableitet, indem sie einiges von dem, was überliefert wurde, schriftlich fixiert. Diese beiden „Kanäle“ nennen wir die *Offenbarungsquellen*.

Damit uns die göttliche Offenbarung aus diesen Quellen rein und unverfälscht fließt, hat unser Herr das *kirchliche Lehramt* eingesetzt. Dieses Lehramt ist in der Lage, unfehlbar die wahre Lehre Christi vorzulegen und alles Falsche oder nicht Dazugehörige davon zu scheiden. Eine Art dieser Lehrverkündigung ist das *katholische Dogma*, das uns klipp und klar und unfehlbar sagt: Das hat Gott so geoffenbart. Es leuchtet uns unmittelbar ein, wie notwendig dieses unfehlbare Lehramt ist. Wie wäre es sonst möglich, daß auch wir heute, nach 2000 Jahren, die Offenbarung, den „Funkspruch“ Gottes immer noch so klar, vollkommen und deutlich, ohne „Störgeräusche“, ohne fremde Beimischung hören können wie die ersten „Empfänger“, die hll. Apostel?

Das kirchliche Lehramt hat unser Herr ebenfalls den Aposteln übertragen, und es ging von ihnen an ihre Nachfolger über, also den Papst und die Bischöfe. Dabei kommt dem Papst als Nachfolger

des hl. Petrus eine Sonderrolle zu, die sich äußert in der *persönlichen Unfehlbarkeit*, die kein anderer Bischof in dieser Weise besitzt. „*Persönliche Unfehlbarkeit*“ bedeutet nicht, daß der Papst in allem, was er tut und sagt unfehlbar ist. Es bedeutet aber, daß der Papst eine Glaubenswahrheit *ex cathedra* verkünden kann, und daß seine Person in diesem Fall unfehlbares Werkzeug Gottes ist. Der Papst spricht „*ex cathedra*“, wenn vier Bedingungen erfüllt sind: Es handelt sich um eine Frage des Glaubens oder der Sitten, er spricht in seiner Eigenschaft als oberste Autorität der Kirche, er spricht in der Absicht, die Gesamtkirche zu binden, und er will durch seine Verkündigung die Frage endgültig und für immer entscheiden. Dann und nur dann handelt der Papst in der Kraft seiner persönlichen Unfehlbarkeit. Ein Beispiel: Die Verkündigung des Dogmas von der Aufnahme Mariens in den Himmel durch Papst Pius XII. im Jahr 1950.

Im ersten Kapitel der *Geheimen Offenbarung* des Apostels Johannes wird dieser Weg der Offenbarung schön dargelegt: von Gott über Jesus Christus zu den Aposteln (hier zum Apostel Johannes, wobei noch ein Engel als Überbringer dient), von den Aposteln aber durch Wort und Schrift an die Gemeinde, an die Gläubigen aller Zeiten, noch einmal deutlich geschieden in lehrende („*der vorliest*“) und hörende Gemeinde („*die hinhören*“): „*Offenbarung Jesu Christi, die Gott ihm gab, um seinen Knechten zu zeigen, was bald geschehen soll. Durch Sendung seines Engels gab er sie seinem Knecht Johannes kund, der Zeugnis ablegte vom Wort Gottes und vom Zeugnis Christi, von allem, was er sah. Selig, der vorliest und die hinhören auf die Worte der Prophetie und die beachten, was darin geschrieben steht. Denn die Zeit ist nahe*“ (Apk 1,1-3).

d) Die Texte des 1. Vatikanischen Konzils

Das I. Vatikanische Konzil (8. Dez. 1869 - 20. Okt. 1870) hat sich aufgrund der damals herrschenden Irrtümer ausführlich mit der Frage des übernatürlichen Glaubens und der Offenbarung befaßt. Wir zitieren im folgenden die wichtigsten Passagen aus der einschlägigen Konstitution *Dei Filius*.

„*Dieser Glaube aber, der der Anfang des menschlichen Heiles ist, ist nach dem Bekenntnis der katholischen Kirche eine übernatürliche Tugend, durch die wir mit Unterstützung und Hilfe der Gnade Gottes glauben, daß das von ihm*

Geoffenbarte wahr ist, nicht «etwa» wegen der vom natürlichen Licht der Vernunft durchschauten inneren Wahrheit der Dinge, sondern wegen der Autorität des offenbarenden Gottes selbst, der weder sich täuschen noch täuschen kann (qui nec falli nec fallere potest)“ (Cap. 3, De fide, DH 3008).

„Damit nichtsdestoweniger der Gehorsam unseres Glaubens mit der Vernunft übereinstimmend [vgl. Röm 12,1] sei, wollte Gott, daß mit den inneren Hilfen des Heiligen Geistes äußere Beweise seiner Offenbarung verbunden werden, nämlich göttliche Taten und vor allem Wunder und Weissagungen, die, da sie Gottes Allmacht und unendliches Wissen klar und deutlich zeigen, ganz sichere und dem Erkenntnisvermögen aller angepaßte Zeichen der göttlichen Offenbarung sind“ (DH 3009).

„Deshalb ist der Glaube selbst in sich (...) ein Geschenk Gottes, und sein Akt ist ein das Heil betreffendes Werk, durch das der Mensch Gott selbst freien Gehorsam leistet, indem er seiner Gnade, der er widerstehen könnte, zustimmt und mit ihr wirkt“ (DH 3010).

*„Mit göttlichem und katholischem Glauben ist ferner all das zu glauben, was im geschriebenen oder überlieferten Wort Gottes enthalten ist und von der Kirche – sei es in feierlicher Entscheidung oder kraft ihres gewöhnlichen und allgemeinen Lehramtes – als von Gott geoffenbart zu glauben vorgelegt wird“ (DH 3011). Eine „feierliche Entscheidung“ liegt vor, wenn der Papst *ex cathedra* spricht oder ein allgemeines (ökumenisches) Konzil eine Glaubenswahrheit feierlich definiert. Vom „gewöhnlichen und allgemeinen Lehramt“ spricht man*

immer dann, wenn der Papst und/oder die Bischöfe kraft ihrer Autorität das verkünden oder lehren, was „immer, überall und von allen“ (hl. Vinzenz v. Lerin) geglaubt worden ist.

„Dieselbe heilige Mutter Kirche hält fest und lehrt, daß Gott, der Ursprung und das Ziel aller Dinge, mit dem natürlichen Licht der menschlichen Vernunft aus den geschaffenen Dingen gewiß erkannt werden kann; (...) jedoch hat es seiner Weisheit und Güte gefallen, auf einem anderen, und zwar übernatürlichen Wege sich selbst und die ewigen Ratschlüsse seines Willens dem Menschengeschlecht zu offenbaren“ (Cap. 2, De revelatione, DH 3004).

„Zwar ist es dieser göttlichen Offenbarung zuzuschreiben, daß das, was an den göttlichen Dingen der menschlichen Vernunft an sich nicht unzugänglich ist, auch bei der gegenwärtigen Verfaßtheit des Menschengeschlechtes von allen ohne Schwierigkeit, mit sicherer Gewißheit und ohne Beimischung eines Irrtums erkannt werden kann. Jedoch ist die Offenbarung nicht aus diesem Grund unbedingt notwendig zu nennen, sondern weil Gott aufgrund seiner unendlichen Güte den Menschen auf ein übernatürliches Ziel hinordnete, nämlich an den göttlichen Gütern teilzuhaben, die das Erkenntnisvermögen des menschlichen Geistes völlig übersteigen“ (DH 3005).

„Diese übernatürliche Offenbarung ist nun nach dem vom heiligen Konzil von Trient erklärten Glauben der gesamten Kirche enthalten ‘in geschriebenen Büchern und ungeschriebenen Überlieferungen, die, von den Aposteln aus dem Munde Christi selbst auf Diktat

des Heiligen Geistes gleichsam von Hand zu Hand weitergegeben, bis auf uns gekommen sind” (DH 3006).

2. Das Glaubensverständnis Johannes Pauls II.

a) Natürlich oder übernatürlich?

Der Stil der Schreiben Papst Johannes Pauls II. ist immer sehr kunstvoll, fast poetisch, weicht jedoch ganz erheblich von der herkömmlichen Art päpstlicher Schreiben ab. Ganz besonders gilt dies natürlich für das o.g. Buch des Papstes, das ja nicht zum Zweck der Lehrverkündigung entstanden ist sondern als Niederschlag eines verhinderten Fernseh-Interviews. Demgemäß ist es nicht ganz leicht, aus den häufig sehr tiefen und geradezu meditativ die Themen umkreisenden Gedanken des Hl. Vaters seine Lehre theologisch klar und einwandfrei herauszuarbeiten.

Die entscheidenden Stellen zur Frage des Glaubens finden sich in den Kapiteln 4 und 5, überschrieben mit: *Gibt es wirklich einen Gott im Himmel?* (Kap. 4, S. 55ff) bzw.: *„Beweise“ – immer noch gültig?* (Kap. 5, S. 60ff). Zu Beginn des 4. Kapitels stellt der Journalist Messori folgende Frage an den Hl. Vater: *„Wenn der Mensch (...) seine menschliche Betrachtungsweise beibehalten will, kann er dann (und wie kann er) zur Überzeugung gelangen, daß es Gott wirklich gibt?“* Dies ist also die Frage nach der Möglichkeit einer natürlichen Gotteserkenntnis, jener Erkenntnis Gottes „von außen“, wie wir sie oben genannt haben.

(Fortsetzung folgt)

Rom - Kurier

Religiöse Informationen - Dokumente - Kommentare - Fragen und Antworten

Anschrift der Redaktion: ROM-KURIER, Ass. Amis de St. François de Sales, Postfach 789, CH—1951 SITTEN

Redaktion: Pater de TAVEAU

Konten: in der SCHWEIZ: ROM-KURIER, 1951 SITTEN, Postanweisung auf Konto C.C.P. 34-321518-5

in DEUTSCHLAND: Pater Emmanuel du CHALARD ROM-KURIER, Landesgirokasse Stuttgart BLZ: 600 501 01, Girokonto: 288 49 01

in ÖSTERREICH: Erste Österreichische Sparkasse, WIEN, Verein der Priesterbruderschaft St. Pius X., ROM-KURIER, Konto: 029 - 36550

Jahresabonnement: Schweiz: CHF 30.— Ausland: CHF. 35.— / DM. 40.— / ÖS. 300.—

Erscheinungsweise: 11 mal jährlich

Vergessen Sie nicht, Ihr ABONNEMENT für 1998 zu verlängern.